

Beim Namen nennen

Da sind wir und sitzen mit unseren mehr oder weniger geradlinigen Lebensgeschichten neben der Schreibwerkstatt der Aktion „Beim Namen nennen“ und werden wieder einmal nicht damit fertig werden.

Nicht mit dem Schreiben, nicht mit dem Lesen, schon gar nicht mit dem Begreifen.

Eine Generation umfasst die Liste inzwischen - seit 1993 finden sich Namen und Todesumstände derer, die auf dem Weg nach Europa verloren gegangen sind. Über 60 000 sind es inzwischen - und das sind nur die, von denen wir es genau wissen.

Verlorene Väter und Mütter, Töchter.

Verlorene Söhne.

Es ist eine alte Geschichte.

Weltbekannt. Eine Variante erzählt Lukas.

Sehr kurz zusammengefasst geht sie so:

Wenn es nicht einen Sohn gibt sondern zwei, dann gibt es Kain und Abel, Jakob und Esau und nur ganz selten Max und Moritz. Die Kleinen sind die Benjamins und Josefs oder eben Abel und Jakob - auf denen scheint das Auge freundlicher zu ruhen; egal ob sie es verdient haben. Darum bewirkt die Geschwisterkonstellation unterschiedliche Rollen in der Familie, erleben sich nah Verwandte als sehr verschiedene Menschen.

Es gibt Söhne, die arbeiten verlässlich und ohne Aufhebens auf dem Feld der Familie. Für das tägliche Brot ist gesorgt. Es gibt Sonne und Wind, Trockenheit und Regen. Alles hat seine Zeit. Sie bleiben und glauben an die Ordnung der Dinge. Sie werden dort geboren wo sie sterben. Ihr Leben währt wenn es gut geht siebzig oder achtzig Jahre.

Und es gibt Söhne, die gehen fort, versuchen das Leben anderswo, haben Erfolg oder scheitern, können wurzeln oder haben Heimweh, kommen zurück oder sterben in der Fremde.

Und dann gibt es noch Väter, die bangen um beide und wissen manchmal nicht, warum der eine so und der andere so geworden ist und wissen es doch und tragen an diesem Wissen schweigend und hoffen, dass ihre Kinder leben, sich vertragen und nicht verloren gehen.

Es ist eine alte Geschichte und immer wieder neu.

Jede Variante hat zahllose Leerstellen - auch die des Lukas:

„Ein Mensch hatte zwei Söhne...“

Das gleich vorweg: Frauen kommen in dieser Version nicht vor. Keine Mütter und keine Töchter, keine Ehefrauen, keine Liebste. Es wäre eine andere Geschichte.

„Der Jüngere von ihnen sprach zum Vater: Gib mir das Erbteil, das mir zusteht. Und der Vater teilte Hab und Gut unter sie.“

Es gibt kein Warum.

Kein einziges Fragezeichen zwischen dem Vater und diesem Sohn.

Also fragen wir:

Was treibt ihn?

Ist es die Erkenntnis, dass für ihn kein Platz ist - die Stelle dessen, der Haus und Hof besorgt, ist schon besetzt. Ist es die Einsicht, dass dieser Hof ihn nicht auch noch ernähren wird? Ist es die Angst nicht genügen zu können, nicht hineinzupassen in ds alte Bild. Oder ist es Neugier, Lebenslust, Übermut, Sehnsucht - die Freiheit des Jüngeren, der nicht festgelegt ist von Familientraditionen.

Lukas nennt keinen Grund. Jeder ist möglich.

Manche mögen auch für die gelten, an die hier jetzt nur ein Stoffstreifen erinnert.

Bei Lukas ist es so:

Der erste übernimmt den Hof und wünscht sich, es hätte ihn einer gefragt, ob er das will oder kann. Der zweite stellt seine Füße auf weiten Raum.

Kein Warum. So ist es.

Du bist in deine Haut geboren. Welche Farbe sie hat, ob sie heil ist oder wund, von Sonne geerbt oder von Kälte angegriffen, ob sie Taufwasser spürt oder nicht – du wirst nicht gefragt.

Der Vater weiß das und zögert nicht. Er war selbst ein Sohn.

Er gibt dem Sohn, worum er bittet.

Der erbittet nichts, was die anderen ruinieren würde. Der griechische Text unterscheidet fein:

Es geht nicht um „ουσία“ die Existenz, es geht um „bios“, das was man zum Leben braucht.

Es geht nicht um gleiche Teile. Der Ältere erbt den Hof und die Pflicht, die Fürsorge für die Alten. Der Jüngere, was er zum Leben braucht.

Ob der Jüngere viel bekommt?

Wir wissen es nicht. Lukas lässt auch das offen.

Vielleicht birgt das Erbe eine große Chance. Vielleicht ist es nur eine Überlebensration.

Vielleicht sieht es nach mehr aus als es ist. Nicht jeder Acker ist fruchtbar, nicht jede Währung wertvoll. Das Erbe kann die Welt öffnen oder alles verstellen.

Der Vater weiß es. So oder so ist das Leben.

„Und nicht lange danach....“ schreibt Lukas weiter.

„Gib mir noch eine kleine Weile Zeit, ich will die Dinge so wie keiner lieben“ - dichtet Rainer Maria Rilke.

Der Jüngere bricht nicht sofort auf. Er ist nicht reisefertig. Will er überhaupt weg?

Was passiert in dieser kleinen Weile?

Versucht er zu verarbeiten, dass niemand gefragt hat, warum?

Versucht er, ein anderes eigenes Leben zu entwerfen?

Wartet er auf ein Wort? Tut es weh?

Auch hier fragt niemand: was hast Du vor?

All das Schweigen lässt erahnen wie unerzählt diese Geschichten sind.

Was wissen wir schon...

Warum sind sie losgezogen, die verlorenen Söhne?

Wollen wir es verstehen?

Zunächst wird uns, die wir allermeist brav auf unserer Scholle arbeiten und bleiben, wohin das Leben uns gestellt hat, das Urteil leicht gemacht: Der Jüngere kann mit dem Geld nicht umgehen. Es gelingt ihm nicht, davon zu leben. Er verschleudert es und scheitert.

Tja. Wärest Du mal zuhause geblieben, sagt die wohlfeile Hartherzigkeit.

Dabei kommt der eigentliche Genickbruch unverschuldet, von außen, durch eine Hungersnot.

Immer wieder ist es der Hunger. Josefs Brüder trieb er und die vielen, die Jesus hinterließen auch. Hunger kennen alle. Viele auf den Streifen dort auch.

Diesen hier bringt der Hunger nicht nur in existentielle Gefahr, sondern - er ist ja in der Fremde - in eine zutiefst demütigende Situation.

Jetzt verliert er sich ganz. Mit Schweinen und an deren Trog, kann er als Jude nicht tiefer sinken. So dreht er um. Die letzte Kraft gilt einem neuen Anfang.

Er will sich nicht rechtfertigen. Vielmehr ist er voller Schuldgefühle, was er anderen zugemutet hat. Er hofft auf ein Zuhause.

Er will nicht als Sohn heimkommen.

Er weiß, dass er kein Bruder mehr ist.

Aber ein Mensch.

Der Vater sieht ihn kommen. Und lässt alles stehen und liegen.

Er rennt ihm entgegen.
Er will nichts hören.
Es zählt nur eins:
Er lebt.
Du lebst!
Mein Kind hat überlebt.
Alles andere ist egal.

Der Vater würde jeden seiner Söhne so willkommen heißen. Und er würde jeden gleich betrauern. Die Soziologin Judith Butler nennt diese gleiche Betrauerbarkeit der Nahen und Fernen den Kern der Gewaltlosigkeit. Nur dann - wenn wir sie alle gleichermaßen betrauern.- ist uns nicht egal, ob irgendwo irgendwer stirbt, nur dann liegt uns die Verteidigung der Eigenen nicht näher am Herzen als die der Kinder anderer. Ist das naiv?
Lukas ist es jedenfalls nicht. Denn:
Es jammert den Vater. Das ist das biblische Wort für Barmherzigkeit.
Darum ist alles andere unwichtig. Nur eines nicht:
Er lebt.
Gott sei Dank.